

Anthologie

# Von Unkrautsuppe und dem Einkriegezeck

Episoden aus unserer Kindheit

Engelsdorfer Verlag  
2008

Herausgeber:  
Erny Hildebrand

Bibliografische Information durch  
die Deutsche Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese  
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

**ISBN 978-3-86703-970-3**

Copyright (2008) Engelsdorfer Verlag

Alle Rechte beim Autor

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)

[www.engelsdorfer-verlag.de](http://www.engelsdorfer-verlag.de)

12,50 Euro (D)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

## **Inhaltsverzeichnis**

Warum dieses Buch geschrieben wurde 8

### **Alltagsgeschichten**

Ein Kind fragt	11
Andere Zeiten	12
Eigene Schritte	15
Der alte Kutscher	21
Der Einbrecher	22
Der sogenannte „Russlandwinter“	24
Hochwasser	25
Leben am Wasser	27
Auf dem Heuwagen	29
Ein Lächeln am Ende der Straße	31
Machet auf das Tor	34
Mutters Plagen – unsere Freuden	35
Tiergeschichten	37
Tagtraum	39
Unnütz – oder?	40
Wo die Seele landen kann	42

### **Essgeschichten**

Zukunftspläne	43
Krebsjagd	44
Kulinarischer Streifzug	47
Essgeschichten	49
Allein im Bett	51

### **Spielkinder**

Phantasie	53
Kinderparadies	54
Erde zu Erde	57

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Schattenbilder	60
Badefreuden	65
<b>Schulgeschichten</b>	
Diplomatie	69
Ich will zur Schule	70
Penner	73
Das Jubiläum	77
<b>Erziehung</b>	
Erziehungsgewalt	85
Ist doch nicht meine Schuld	86
Aufgeklärt	88
Wie ich erzogen wurde	90
Das Versteck	93
<b>Kriegskinder</b>	
Ahnungslos	101
Am Anfang war Krieg	102
Krieg im Emsland	105
Im Bunker	109
Bombennacht	113
Käme mein Vater doch zurück	115
Bombensplitter	117
Mutterseelenallein	119
Die Kanone	122
Frieden?	127
Wiedersehen mit Vati	129
Ein Frühlingstag 1945	133
<b>Auf der Flucht</b>	
Verlorene Heimat	135
Eine glasklare Erinnerung	136
Freundinnen	138

Diese Kopie ist urheberrechtlich geschützt!

Fluchtwinter	140
Stille Örtchen	142
Der einsame Junge	144
Fahrt ins Ungewisse	146
Im inneren Frieden	151
Mit gespreiztem kleinen Finger	153
<b>Nachkriegszeit</b>	
Initiative	155
Im Heim	156
Hamstern	159
Bandenkrieg	161
Meine große Freiheit	164
Mein Daumen und der „Liebegott“	168
Kalinka	171
Bevor wir eine Familie wurden	173
Aus meiner Kindheit – ein Streifzug	177
Spinnen	182
Wofür wir Geld ausgaben	184
Dämmerstunde	186
Der Elektrozaun	188
Auf dem Friedhof	191
Die Zeit mit den Franzosen	195
Kerzenlicht	197
In den 50er Jahren	199
Kommunion	201
Chanel Nr. 5	206
<b>AutorInnen</b>	208
<b>Anregungen zum Biografischen Schreiben</b>	215
Adressen	228
Danke	229

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

## Warum dieses Buch geschrieben wurde

Sie haben Unkrautsuppe gegessen und Krebse gefangen. Sie haben in Trümmern gespielt und Kinderparadiese entdeckt. Sie waren erfinderisch in der Not und ausdauernd. Sie haben ihre Väter vermisst und ihre Heimat verloren. Sie fürchteten sich im Bombenhagel und fühlten sich behaglich in Kerzen erleuchteten Dämmerstunden. Die heutigen Großeltern haben viel erlebt, schon als sie Kinder waren. Weil sie in eine Zeit hinein geboren wurden, in der der Naziterror über Deutschland herrschte und einen Krieg in Gang setzte, den die Welt bis dahin noch nicht gesehen hatte, weil sie Kinder waren, als Deutschland kaputt und die Menschen hungrig und ohne zu Hause waren, mussten sie diese Schrecken, Wirren und Nachwirkungen am eigenen Leib erleben, ohne irgendetwas dagegen tun zu können.

Wie haben sie diese Ereignisse als Kinder erlebt und verkraftet? Damals hat kaum einer danach gefragt. Hilfsangebote wie Traumatherapien oder Integration für Flüchtlinge gab es noch nicht. Und weil ihre Eltern mit dem Überleben beschäftigt, oftmals auch traumatisiert oder gar nicht da waren, gab es meist nicht einmal die Möglichkeit, sich einfach auszusprechen, einfachste Fragen zu stellen, zu verstehen.

Wenn sich diese Kinder von damals heute ganz bewusst ihrer Vergangenheit zuwenden, bringen sie immer wieder auch Dinge zur Sprache und zu Papier, die lange in ihnen verborgen waren. Sie arbeiten damit auch gegen das Vergessen von erlebter Geschichte.

**Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!**

Wir erfahren, wie sie früher lebten, spielten, wie sie erzogen wurden und ihren Alltag bewältigten. Wir erfahren, wie sie die Schrecken des zweiten Weltkriegs und das Chaos der Nachkriegszeit überstanden. Wir erfahren, was sie machten, wenn sie Hunger hatten und wie sie sich fühlten, als ihre fremden Väter aus dem Krieg zurück kamen oder sie selbst nach der Flucht in Baracken leben mussten. Diese Kinder von damals sind heute Großeltern. Dass sie einmal Kinder waren, vergisst man leicht. Dass sie sich selbst noch gut an ihr Kindsein erinnern, dokumentiert dieses Buch. Sie erzählen darin von früher, damit für die Generationen ihrer Kinder und Enkelkinder die große Geschichte menschliche Gesichter bekommt.

Viele der Texte sind innerhalb der letzten sechs Jahre in den von mir geleiteten Biografie-Schreibgruppen entstanden. Um zu entscheiden, welche Texte in dieses Buch kommen sollten, war für die einzelnen AutorInnen vor allem die Frage wichtig, welche ihrer Erinnerungen sie in einem Buch veröffentlicht sehen wollen. Dabei ist eine Bandbreite an Erinnerungen entstanden, die von wohligen, herzlichen Begebenheiten bis zu dramatischen Kriegs- und Fluchterlebnissen reicht, von Erlebnissen aus der Arbeitswelt, aber auch vom Spielen und Streiche machen. Das Schlimme sollte nicht verschwiegen, aber auch Schönes nicht vergessen werden.

All das wurde aufgeschrieben, „damit es nicht verloren geht“, wie manche hoffen, oder „weil meine Kinder es sich gewünscht haben“, so die Begründung von anderen. Schreiben heißt aber auch, „sich selber lesen“. Diese Erfahrung von Max Frisch geschieht auch im

mer wieder in den Biografiegruppen. Im Schreiben fließt uns etwas aus der Feder, was aus unserem Innersten kommt. Indem wir es auf das Papier, also aus uns heraus bringen, ist diese Erinnerung nicht mehr nur Teil von uns. Sie ist auch etwas Äußeres geworden, das wir lesen, weglegen und wieder hervor holen können. Sie ist zu etwas geworden, was wir vorlesen und teilen können.

„Ich wusste gar nicht, dass ich das geschrieben habe.“ Diese Feststellung traf einmal eine Teilnehmerin aus einer Schreibgruppe, nachdem sie einen gerade geschriebenen Text in der Gruppe vorgelesen hatte. Mitten in eine bewusste Erinnerung hatte sich – praktisch von ihr unbemerkt - eine Passage geschlichen, die sie erst richtig wahrgenommen hatte, als sie ihren Text vorlas. Es handelte sich um eine sehr tröstende Erinnerung, die sich mitten in ihre Erzählung über eine schwere Zeit hinein geschlichen hatte. Nun war dieser Erinnerungsschatz gehoben und geborgen. Neben dem Aspekt, sich etwas „von der Seele“ geschrieben zu haben, genoss die Schreibende das Gefühl, auch ein Stück Versöhnung gefunden zu haben.

Was in den Biografie-Schreibgruppen passiert, wollen die AutorInnen auch mit diesem Buch fortsetzen: Es geht darum, sich zu erinnern, und Erinnerungen zu teilen. Es geht darum, mit der eigenen Geschichte nicht allein zu bleiben. Es geht darum, zu erzählen, was früher war.

**Erny Hildebrand**

Düsseldorf im November 2008

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!



# Alltagsgeschichten

## **Ein Kind fragt**

Mama,  
wenn Du stirbst  
erbe ich dann Deinen  
Führerschein?

**Astrid Grone**

## Andere Zeiten

Erika Behr

Dank der Zeitumstellung zur Sommerzeit kam ich nicht um 00.30 Uhr, sondern um 23.30 zur Welt und wurde als Sonntagskind im 1. Weltkrieg am 15. Juli 1917 geboren.

Meine Eltern hatten im Oktober 1914 geheiratet, bevor mein Vater an die Front musste. Er wurde an die Ostfront geschickt und kam mit Paratyphus und erfrorenen Füßen wieder zurück, zunächst in ein Lazarett in Schkeuditz bei Halle. Amputiert wurden seine Füße nicht, aber er musste sein ganzes Leben lang Wollstrümpfe und hohe Schnürschuhe tragen. Als Kind dachte ich, dass alle Männer so angezogen seien und war erstaunt, als mir einmal Männer mit Halbschuhen auffielen. Ich fragte Mutti danach, und sie erklärte mir, dass Vatis erfrorene Füße den Halt der hohen Schuhe brauchten.

Seinen Beruf als Geometer konnte er mit seinen Füßen nicht mehr ausüben. Nach dem Krieg handelte er zunächst mit Import-Kartoffeln aus Dänemark. Da hatten wir Pferd und Wagen und mit im Stall eine Ziege, damit wir Kinder – mein Bruder und ich – Milch zu trinken hatten. Später hatte mein Vati eine Vertretung der „Magdeburger Versicherung“ und gründete dann den „Handelsschutz Halle/Eisleben“. Als Autodidakt bildete er sich bis zum Bücherrevisor aus und gründete eine Steuer-Praxis, die heute in dritter Generation fortgeführt wird.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Die Zeiten waren anders als heute und die Gewohnheiten auch. In den 20er Jahren bekam unser Vater vor Weihnachten vom Pfarrer regelmäßig die Adresse einer armen Familie mit kleinen Kindern. Vor dem Heiligen Abend ging er dann mit meinem Bruder und mir dort hin, brachte Stollen und Gebäck, und wir Kinder schenkten etwas von unserem Spielzeug. Ein Jahr ist mir besonders im Gedächtnis geblieben. Da verschenkte ich meine Puppenstube. Ich war so traurig. Aber ich wollte auf keinen Fall eine von meinen Puppen hergeben. Die Puppenstube bestand aus Schlaf- und Wohnzimmer. Auf dem Esstisch stand ein kleines Porzellan-Kaffeegeschirr, um das es mir besonders leid tat. Auch das Schlafzimmer war herrlich ausgestattet. Ich weiß noch genau, dass ich damals dachte, die Puppenstube sei für die einfach eingerichtete Wohnung der Familie viel zu elegant.

Dann kam die Nazizeit. Ich erinnere mich besonders an ein Erlebnis: Meine Mutti trug immer Korsetts, weil sie gern aß, und Diäten gab es in den 30er Jahren noch nicht. Also musste ich regelmäßig ein Korsett zur Reparatur in ein Fachgeschäft bringen und das andere wieder abholen. Die Geschäftsführerin war eine große, blonde, elegante Frau, die wir eine „Germania“ nannten. Mir jungem Mädels war Frau Pollack durch meine häufigen Botengänge sehr vertraut. Außerdem wohnte sie gegenüber von uns in einem sehr schönen Haus.

Eines Tages – 1938 – traf ich sie zufällig auf der Straße und sah an ihrer Kleidung den gelben Judenstern. Ich blieb stehen und sprach sie an, dass ich gar nicht gewusst hätte, dass sie Jüdin sei. Und erschrocken sagte ich, dass sie doch versuchen müsse,

fortzugehen. Ob denn ihre Söhne da nicht sofort etwas unternehmen könnten. Sie antwortete, dass sie gar nicht mit mir sprechen dürfe, das sei doch nun verboten. Aber ich sagte, dass mich das nicht störe, dass ich ein freier Mensch sei und mir nichts verbieten ließe. Ganz bewusst habe ich mich noch länger mit ihr unterhalten und war sehr zufrieden, als sie mir sagte, dass ihr Sohn schon tätig sei. Dann verabschiedeten wir uns. Tatsächlich dauerte es nicht lange bis ich erfuhr, dass sie und ihre Familie gut weggekommen waren.

Der sogenannte „Ariernachweis“ brachte indirekt meinen Mann und mich zusammen. Nach 1933 mussten alle Beamten diesen Nachweis erbringen, auch Walter Behr. Dabei stellte er fest, was er bis dahin selbst nicht gewusst hatte: Seine Großmutter väterlicherseits war zwar evangelisch, aber jüdisch geboren. Nachdem er diese Angaben wahrheitsgemäß gemeldet hatte, musste er seine Dienststelle bei der Reichsbahn in Leipzig verlassen und wurde nach Halle versetzt. Einer seiner Söhne wurde später mein Mann.

## Eigene Schritte

**Karina Weiß**

Im Herbst 1942, ich war fünf Jahre alt, holte meine Mutter mich aus Ostpreußen ab und wir reisten zusammen in eine andere, für mich neue Welt. Ich war stolz darauf, dass sie mich nach Berlin mitnahm. Private Zugfahrten waren schon verboten, weil alle Bahnkapazitäten für das Militär und die Versorgung der Bevölkerung gebraucht wurden. Sondergenehmigungen aus familiären Gründen gab es aber, und solch einen Grund musste sie gefunden haben, um mich abzuholen.

Im kleinen Dorf Taplacken hatte ich in den vergangenen zwei Jahren, geschützt vor Bombenangriffen, gelebt. Es war mir vertraut. Ich kannte seine sandigen Wege, den gepflasterten Wirtschaftshof, lange Leiterwagen mit eisenbeschlagenen Holzrädern, Kutschen mit Gummireifen, Jauchewagen, in denen wir Kinder U-Boot spielten, Pferdewagen jeder Art und die riesigen Bulldog-Lanz-Trecker, deren Räder mich weit überragten. Nur selten fuhr ein Auto durch die stillen, schmalen Straßen, die von Lattenzäunen gesäumt waren, hinter denen bunte Blumen blühten. Privatfahrzeuge waren längst beschlagnahmt.

Ich hatte keine Vorstellung davon, was mich in Berlin erwarten würde, und tatsächlich war hier in der Großstadt alles für mich neu. Ich durfte nicht mehr alleine aus dem Haus gehen, musste mich auf dem Bürgersteig halten, denn es gab hier offenbar eine Menge pri-

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

vater Sondergenehmigungen für Autofahrer, und über den Kudamm ratterte die Straßenbahn. Der Anblick zerbombter oder ausgebrannter Häuser erschreckte mich und Fliegerangriffe, bei denen wir oft mehrmals in einer Nacht in den Keller mussten, machten mir Angst. Wenn tagsüber kein Alarm war, benahmen die Erwachsenen sich, als hätten sie den Krieg ganz vergessen, gingen zum Einkaufen oder ins Kino, unterhielten sich über alles mögliche, und manchmal lachten sie auch. Dass alle im Laufschrift zum nächsten Bunker rannten, wenn das Jaulen der Sirenen durch die Straßen hallte, gehörte zum Alltag.

An einem kühlen Schönwettertag zog meine Mutter mir den blassrosa Mantel an, auf den ich so stolz war. Wir gingen auf den Hochmeisterplatz gegenüber unserem Haus. Dort war ein Spielplatz mit großem Sandkasten und einer noch größeren Wiese. In Helga fand ich schnell eine Spielkameradin. Sie war offenbar etwas älter als ich und ohne Begleitung dort. Von einer Bank aus beobachtete uns meine Mutter, kam dann zu mir und fragte, ob sie mich ein Weilchen auf dem Spielplatz lassen könne, um eine Besorgung zu machen. Ich könne unser Haus ja sehen und solle in jedem Fall hier auf sie warten. Nur zu gern wollte ich bei meiner neuen Freundin bleiben, stimmte freudig zu, und sie ging.

Bald aber hatte Helga eine tolle Idee. Ihr fiel ein, dass in ihrem Haus heute Briketts angeliefert werden sollten und wir beim Abladen helfen könnten. Bis meine Mutter wiederkäme wären wir sicher längst zurück. Geschmeichelt davon, dass sie mir diese Arbeit zutraute, glaubte ich ihr gern. Helga wohnte in der Parallelstraße

nur ein paar Häuser weiter, aber doch nicht so nah, wie ich gedacht hatte. Schon auf dem Weg stellten sich Zweifel ein, ob meine Entscheidung richtig gewesen war, aber ich wollte mich nicht durch einen Rückzieher blamieren. Alle Skrupel verflogen, als ich schon von Weitem sah, dass ein Kohlewagen auf der Straße stand. Das braune Pferd mit lockeren Zügeln hielt den Kopf gesenkt und fraß Hafer aus einem Zinknapf, der an einem Lederband um seinen Hals hing.

Wir durften tatsächlich abladen helfen. Ich bekam jeweils vier Briketts in die Arme gelegt, mit denen ich die steile Kellertreppe hinab balancierte, abwechselnd mit Helga und dem Kohlenmann, der schwere Säcke schleppte. Als die Ladefläche des Pritschenwagens leer war, bedankte sich der Mann freundlich bei uns, nahm dem Pferd den Fressnapf ab, setzte sich auf den Karrenrand und fuhr davon. Auch Helga verabschiedete sich von mir, zeigte mir noch die Richtung zum Spielplatz und verschwand im Haus. Ich trottete zurück, wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, wurde immer schneller und erreichte atemlos den Hochmeisterplatz. Ich hatte erwartet, meine vielleicht etwas ärgerliche Mutter auf der Bank vorzufinden, aber die Bank war leer. Ich ging zu unserem Haus, das mir als zu Hause noch nicht vertraut war, stieg die hohen Altbau-stufen in den zweiten Stock und stand ratlos vor der Wohnungstür. Sie hatte keine Klinke! Wie kam man da hinein?

Ich klopfte, traute mich aber in dem stillen Haus nicht, sehr laut zu werden. Irgendjemand kam die Treppe herauf, und ich verhielt mich still, versuchte ein gleichgültiges Gesicht zu machen bis der Mann vorbei

war, und seine Schritte weit oben verklungen. Dann entdeckte ich die Briefkastenklappe, hob sie hoch und rief immer lauter werdend viele „Hallos“ durch den schmalen Schlitz ins Dunkel. War das wirklich unsere Wohnung? Irgendwann, nun fast schon unerwartet, öffnete unser Mädchen Gertrud die Tür. Weinend wollte ich mich in ihre Arme werfen. Sie aber wich einen Schritt zurück, und ich folgte ihrem entsetzten Blick an meinem rosa Wollmantel entlang nach unten. Ich hatte völlig vergessen, was ich an hatte. Gertrud schob mich eilig ins Bad, zog mir hastig den Mantel aus und gab Regieanweisungen fürs Gesicht- und Händewaschen, während sie sich, über die Badewanne gebeugt mit meinem farblich stark veränderten Kleidungsstück beschäftigte. Für Tränen war jetzt keine Zeit.

Plötzlich stand meine sichtlich aufgeregte Mutter hinter mir. Auch sie verweigerte eine herzliche Begrüßung, packte mich fest an den Schultern, rüttelte mich und rief, ja schrie sogar: „Was hast du dir eigentlich dabei gedacht!?“ Was für eine Frage! Natürlich konnte ich sie nicht beantworten. Meine Mutter ließ mich stehen, und ich wusste, dass die Sache noch lange nicht erledigt war, und dass mir nichts anderes übrig blieb, als auf das dicke Ende zu warten. Von meinem fleißigen Arbeitseinsatz und meinem Stolz auf das Lob vom Kohlenmann konnte ich jetzt hier niemandem erzählen.

Einige Zeit später wurde ich zu meinen Eltern gerufen. Es gab eins dieser Grundsatzgespräche, die meine Kindheit begleiteten, bei denen oft nur die Erwachsenen redeten. Meine Mutter sprach, und mein Vater



stand still am Fenster. Als sie mich nicht mehr auf dem Spielplatz antraf, war sie erschrocken und hatte sich große Sorgen gemacht. Sie und mein Vater waren in verschiedene Richtungen auf die Suche nach mir gegangen. Ich wunderte mich über das Ausmaß der allgemeinen Aufregung, hatte ich doch zunächst gedacht, das Schlimmste an meiner Aktion sei der verdorbene Mantel.

„So etwas darfst du nie wieder machen!“, sagte meine Mutter eindringlich. „Du bist hier nicht in Taplacken, wo du überall hingehen kannst, ohne Bescheid zu sagen. In der Stadt geht das nicht. Hast du das verstanden?“ Ich nickte artig.

„Um den Mantel ist es schade, aber wir sind sehr froh, dass du wieder da bist. Wir können natürlich jetzt nicht so tun, als wäre nichts passiert und haben überlegt, dass wir heute Nachmittag nicht mir dir in den Zoo gehen, wie wir es versprochen hatten. So hast du dann Zeit, über die Sache nachzudenken.“

Schade. Das war also das dicke Ende. Betrübt, aber auch erleichtert, dass die Aktion nun offenbar beendet war, hob ich den schuldbewusst gesenkten Blick und sah meine Eltern an. Sie lächelten sich zu, und ich fühlte, dass sie sich erleichtert auf einen kinderfreien Nachmittag freuten, an dem sie ohne mich wer weiß wohin gehen würden. Ich war tief gekränkt.

Eine Woche später standen wir im Bahnhof Zoo auf dem Bahnsteig und warteten auf den Zug, der uns zurück nach Königsberg bringen sollte. Stolz trug ich den kleinen braunen Lederkoffer, den meine Mutter mir für die Reise geschenkt hatte. Ich freute mich auf Taplacken auf mein von Erwachsenen unabhängiges Kinderleben auf meinen Bruder und darauf, dass ich

bald in die Schule kommen würde. Meine Lieblingspuppe Peter, aus dem Handgepäck meiner Mutter befreit, saß mit mir am Fenster, war mir Gesprächspartner für eine lautlose Unterhaltung und konnte mir all das Unverständliche, was ich in Berlin gesehen und erlebt hatte, nicht erklären.

Im wechselnden Licht unter Sonne, blauem Himmel, weißen und grauen Wolken, war die Landschaft von Telegraphenmasten in regelmäßige Abschnitte zerteilt. Peter musste gerade sitzen, sonst fielen ihm, die Augen zu. Mit jedem Tacktack – Tacktack der Räder, die über die Nahtstellen der Schienen ratterten, kamen wir dem tausend Kilometer entfernten Königsberg näher.

## Der alte Kutscher

Susanne Holtz

Auf dem großen Gelände, das unser Haus umgab, stand ein alter Schuppen, in dem der alte Kisker lebte. Er war der Herr der Kutschen, die so schön waren, dass man sich heute nur noch nach ihnen sehnen kann: schwarz und feierlich, mit Bommeln an den Fensterscheiben, immer kostbar ausgekleidet oder rot und plüschig. Man ahnte, dass diese Kutschen schon bessere Zeiten gesehen hatten. Natürlich hatte der alte Kisker auch einen normalen Pferdewagen, auf dem er Heu oder ähnliches transportierte. Wir Kinder begleiteten ihn gerne auf diesen Fahrten und saßen hinter ihm im Heu, und fanden, dass der alte Kisker ein kauziger Typ war, der sich von nichts und niemandem stören ließ und uns mit Bart, wilder Haarmähne und grimmigem, selbstvergessenem Blick geradezu einlud, ihn ein wenig zu ärgern.

So hatten wir vorsorglich Kletten gesammelt, mit denen wir nun seinen wilden Kopf bewarfen. Er merkte es gar nicht, denn Kletten sind so leicht und fast nicht zu spüren. Aber nicht auszudenken, welche Mühe der alte Kutscher haben würde, wenn er sie aus dieser Haarmähne entfernen wollte. Wie zur Strafe, setzte das eigentlich brave Pferd plötzlich zum Galopp an, es rasste einen Abhang hinunter. Meine Freunde und ich wussten kaum, wie wir uns auf dem Pferdewagen halten sollten und wir waren froh, als es dem alten, mit Kletten bestückten Kutscher gelang, das durchgehende Pferd zu bändigen.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

## Der Einbrecher

Elisabeth Gradowski

Die Angst vor einem Einbrecher zog sich wie ein roter Faden durch meine Kindheit. Während andere Leute sich im abgeschlossenen Haus sicher fühlten, war es bei mir umgekehrt: Sobald ich allein zu Hause war, machte ich die Haustür ganz weit auf. So hätte ich ganz schnell hinaus rennen können, wenn ein Einbrecher gekommen wäre. Draußen, in der freien Natur, hatte ich nie Angst, auch nicht wenn ich allein war.

Eines Tages war es wieder soweit. Meine Eltern arbeiteten auf dem Feld und mein Bruder beim Nachbarn, so ungefähr 100 Meter von unserem Haus entfernt. Er half beim Mist aufladen. Ich musste spülen und die Küche putzen. Das tat ich natürlich bei weit geöffneter Haustür. So konnte mir nichts passieren. Doch was war das? Auf der Holzterasse, die direkt an der Haustür ins obere Stockwerk führte, hörte ich leise Schritte. Ich erstarrte vor Angst. Nach einigen Schrecksekunden hörte ich, dass sich jemand an der Speichertür zu schaffen machte. Dort war das Getreide gelagert. Ein Glück für mich, dass die Haustür weit offen stand. Wie eine Wahnsinnige, die Angst im Nacken, rannte ich zu meinem Bruder.

„Herbert, in unserem Haus ist ein Einbrecher“, stammelte ich außer Atem.

Mein Bruder und der Nachbar kamen schnell und mutig, mit Mistgabeln bewaffnet, um den Einbrecher zu stellen. Vorsichtig schlichen sie die Treppe hinauf. Nichts. Dann zur Treppe, die zum Speicher führte. Da.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!